

Wenn jemand spricht, wird es hell

Strukturelle Psychoanalyse und die Theorie der psychoanalytischen Technik¹

Heinz Müller-Pozzi

Einer der mich sprechen lehrte

Jede Psychoanalytikerin und jeder Psychoanalytiker kennt die berührende Anekdote, der ich den Titel meines Aufsatzes entnommen habe. Freud (1905d, 126) erzählt sie in den *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*. Ein dreijähriger Knabe bittet aus seinem dunkeln Zimmer seine Tante, die sich im anschliessenden Zimmer befindet: „Tante, sprich mit mir; ich fürchte mich, weil es so dunkel ist.“ Die Tante antwortet: „Was hast du denn davon? Du siehst mich ja nicht.“ „Das macht nichts“, antwortet das Kind, „wenn jemand spricht, wird es hell.“

Die strukturelle Psychoanalyse ist ganz und gar eine Theorie und Praxis des erhellenden und enthüllenden Sprechens. Irgendwo sagt Lacan, „... dass die Frage, die wir uns stellen, letztlich immer dieselbe ist – wie weit trägt das Sprechen?“ Wohin und wie weit trägt der psychoanalytische Diskurs? Ist das die leitende Frage der Theorie der psychoanalytischen Technik, lohnt es, sie im Lichte der strukturellen Psychoanalyse zu reflektieren. Das ist allerdings ein Projekt, zu dem ein einzelner Essay allerhöchstens eine Spur legen kann. Ich werde hier zunächst zu skizzieren versuchen, dass und wie ich psychoanalytisches Arbeiten als Diskursanalyse verstehe. Dann werde ich die dafür grundlegenden und unabdingbaren Begriffe des Signifikanten und des Subjekts einführen und ihre Relevanz für die Übertragung, den Widerstand und das Deuten zumindest andeuten. Mehr nicht.

Es ist eines, Freud zuzustimmen, dass in der Analyse nichts anderes geschieht, als ein Austausch von Worten zwischen Analysand und Analytiker. Ein anderes ist es, die Sprache als das symbolische Gesetz des Menschen anzuerkennen und entsprechend, wie Lacan es als erster getan hat, die Psychoanalyse im Feld des Sprechens und der Sprache zu verorten. Es ist eines, in den freien Assoziationen die fehlenden Glieder und die Widerstände zu erraten und deutend mitzuteilen oder tastend und deutend dem Diskurs des Unbewussten zu folgen und sich in ihn einzuschalten.

¹ Überarbeitet Fassung eines Vortrages vom 30. Mai 2008 am DPG-Institut Frankfurt/M. und vom 12. Dez. 2008 am Freud-Institut Zürich.

Bevor ich das zu theoretisieren versuche, ein kleines und einfaches Beispiel eines beginnenden Diskurses.

Patrick ist ein knapp vierzehnjähriger Junge, geschickt von seiner Mutter, überwiesen von einer Kollegin, die ihn ein paar Mal gesehen hat, mit ihm aber nicht klar gekommen ist. Ich fasse im ersten Kontakt eine unmittelbare Zuneigung zu ihm, ein Gespräch entfaltet sich aber eher zögerlich. Das erstaunt wenig, ist er doch von der Mutter geschickt und hat bereits eine wenig ermutigende Erfahrung mit einer Analytikerin hinter sich. Er weiss nicht recht, was er bei und mit mir soll. „Wie könntest du auch? Mami hat dich zu Frau A. geschickt und sie schickt dich zu mir. Ich an deiner Stelle wäre auch misstrauisch.“ Patrick echt erstaunt: „Verstehen Sie das?“ – „Ja. Mami hat mir am Telefon gesagt, dass sie selber eine Analyse gemacht hat und sich zunehmend um dich sorgt. Du seiest von einem lebhaften zu einem verschlossenen Jungen geworden, und zögst dich mehr und mehr zurück, von der Familie, von Freunden, aber auch in der Schule.“ – „Hm! Sagt sie das?“ – „Ja.“ – „Soso!“ Schweigen. „Aber...“ Schweigen. „Aber?“ – „Nichts nichts...“ Schweigen. „Ich verstehe dein Zögern so: du merkst, dass Mami da schon etwas Richtiges sieht, was *dir* zu schaffen macht.“ – „Ich habe doch gar nichts gesagt.“ – „Doch, hast du!“ – „Soso.“ Schweigen. „Aber ich gehe doch gern zur Schule, nur...“ – „Nur?“ – „Also Geografie habe ich gern. Jetzt beginnen wir etwas Neues, über die Arktis und Antarktis. Das interessiert mich sehr. Aber jetzt habe ich plötzlich Angst.“ – „Angst?“ – „Ja, ich weiss auch nicht. Vielleicht weil ich das Heft noch nicht nachgeführt habe?“ – „Kaum.“ Jetzt beginnt er über seine Angst vielem Neuen gegenüber zu sprechen, die er früher nicht kannte: im Sport, wenn er (allein) wandern geht, sich mit Freunden trifft, was er immer seltener tut, und vieles mehr. Buchstäblich mitten im Satz unterbricht er sich, schaut mir in die Augen und fragt: „Wieso ist das wohl so?“

Bereits hier ist mir klar: Patrick ist ein Subjekt des Fragen stellt, wie zögernd auch immer, sich selber in Frage stellt, besser noch: seine Antworten, an denen er leidet, in Frage stellt. Patrick braucht, um nicht zu sagen will eine Analyse, kann davon profitieren und ich kann mit ihm arbeiten. Mehr brauche ich im Moment nicht zu wissen.

Beherzt nehme ich seine Frage auf: „Mami hat dir wohl zu einer Analyse geraten, weil sie selber die Erfahrung gemacht hat, dass das eine Möglichkeit ist, auf solche Fragen Antworten zu finden.“ – „Meinen Sie?“ – „Nein, ich weiss es.“ – „Ja dann.... Aber ich weiss nicht.... Es ist ja auch gar nicht so schlimm. Ich habe mich auch schon daran gewöhnt. Während der Sommerferien führe ich mein Geografieheft nach und

nachher ist sowieso alles ganz anders.“ – „Ich hatte den Eindruck, dass dich mein Vorschlag zuerst erleichtert und dann erschreckt hat.“ – „Meinen Sie?“ – „Ja, und ich glaube das auch zu verstehen: Analyse zu machen, mehrmals die Woche zu mir zu kommen und mit mir zu sprechen, wäre etwas total Neues für dich, und das macht dir Angst. Davon haben wir eben gesprochen.“ – „Ja das stimmt schon.... Und jetzt?“ – „...beginnen wir miteinander zu arbeiten.“ Seine Antwort war sein bereits bekanntes trockenes „Soso.“ Der grundlegende analytische Pakt, nicht ein Arbeitsbündnis, war geschlossen.

Psychoanalytische Diskursanalyse: Von der Aussage zum Aussagen

Ein kleines Stück eines psychoanalytischen Diskurses im Entstehen. Was nun aber ist Psychoanalyse verstanden als Diskursanalyse? Die breite Debatte um die Ordnung der Diskurse braucht uns hier nicht zu kümmern. Lediglich dies: die Psychoanalyse unterscheidet sich grundsätzlich von allen anderen Diskursen, indem sie das Subjekt und sein unbewusstes Begehren einbezieht.

Diskursanalyse ist das psychoanalytische Arbeiten am gesprochenen oder auch geschriebenen Text, das sich ganz und gar an der Oberfläche, der Textur des Textes abspielt. Im Gegensatz zur Hermeneutik hebt sie nicht auf eine zusammenhängende *Aussage* und den vom Autor oder Sprecher intendierten Sinn ab. Es geht ihr auch nicht darum, in oder hinter der Aussage einen verschütteten, verdrängten Sinn aufzudecken oder zu erraten. Das implizierte eine deskriptive Vorstellung von Verdrängung, die zwar all die „Schulen“ befördern, welche die psychoanalytische Triebtheorie und Metapsychologie für obsolet erklären. Sie ist aber nicht die psychoanalytische. Lacan unterscheidet entschieden die *Aussage* des Ichs vom *Aussagen* des Subjekts, das, von dessen Begehren geleitet, immer mehr sagt, als die intendierte Aussage und diese ent-stellt. Verschütten und Entstellen sind aber zwei ganz verschiedene Vorgänge. Nicht in der Aussage, sondern im Aussagen entfaltet sich das Unbewusste des Diskurses oder der Diskurs des Unbewussten. Darum interessiert der Text die Diskursanalyse als ein Geflecht, als ein Spiel von Signifikanten, das in seiner Verwobenheit und seinen Brüchen, seinen gegenseitigen Verweisen und Differenzen Bedeutung *produziert*. Jenseits jeder einheitlichen, zusammenhängenden intendierten Aussage des Autors erzeugt jedes Sprechen, jedes Schreiben Effekte, die vom Autor oder Sprecher auch nicht annähernd kontrolliert werden können, weil sein Unbewusstes mit im Spiel ist (Borens 1996).

Die Psychoanalyse hat für ihren spezifischen Diskurs ihre eigenen bewährten Begriffe: Freie Assoziation, gleichschwebende Aufmerksamkeit, Deutung. Die Rollen scheinen klar verteilt. Die Analysandin oder der Analysand soll frei assoziieren, der Analytiker gleichschwebend aufmerksam zuhören und deuten. In der diskurstheoretischen Auffassung werden die scheinbar exakt verteilten Rollen frag-würdig und durchlässig, ohne dass damit der grundlegend asymmetrische Charakter der psychoanalytischen Situation in Frage gestellt wäre.

Lacan (1975/1991, 22) versteht den psychoanalytischen Diskurs als „in der Sprache gründendes soziales Band“. Dieser findet nicht, wie es manche annehmen, an zwei Orten statt, sondern an dem einen Ort, der durch die beiden Subjekte konstituiert wird. Der Diskurs ist grundsätzlich und durch und durch inter-subjektiv. Das freie Sprechen fordert ein anderes Subjekt, das hört und antwortet. Es ist mittlerweile common sense, dass der Analytiker an der Produktion der freien Assoziationen beteiligt ist. Aber das geht noch nicht bis zur letzten Konsequenz: Der Analytiker erzeugt erst im Hören die freien Assoziationen, indem er die Analysandin, den Analysanden nicht beim Wort nimmt – oder eben gerade beim Wort nimmt, beim Wort allerdings, das sich sagen will, aber nicht sagt, nicht sagt unter der Diktatur des Ichs, das sich als Herr im eigenen Haus aufspielt und zu seinem Schutz sich mitunter gegen die Wünsche des Subjekts stellt. So Patricks Reaktion auf mein Angebot, eine Analyse zu machen. Umgekehrt ist ein freier Einfall oft eine Deutung und bestätigt nicht bloss eine vom Analytiker gegebene Deutung. So als Patrick sagte, „jetzt habe ich plötzlich Angst“. Und wo käme die Analyse hin, würde der Analysand bloss unsere Aussage, unsere Deutung hören, die wir ihm geben wollen oder meinen zu geben, und nicht gleichschwebend unserem Sprechen lauschen und unsere Deutungen deuten würde? Wortspielereien? Ja natürlich, denn Analyse als Diskurs verstanden, ist *eine* Wortspielerei, inauguriert doch Übertragung und Grundregel ein „freies“ Spiel von Metapher und Metonymie, wozu freilich alle Hindernisse gehören, die in diesem Spiel intervenieren.

Aber – welche Ironie – die Grundregel bringt den extremen Zwang des Sprechens, die extreme Insistenz des Subjekts gegen den Zwang des Ichs ans Licht, das heisst in die Übertragung. Nicht nur sagt das Ich nicht das, was das Subjekt sagen will, sondern das, was es sagt, sagt immer auch noch etwas anderes, als was das Ich zu sagen glaubt (Silvestre 1998-1, 107). Aber es muss einer da sein, der hört, was sich sagen will, und die Rede des Ichs nicht sagt, und dem er nicht bloss sein Ohr,

sondern auch seine Stimme leiht; denn jedes Sprechen appelliert an eine Antwort, eine Antwort gerade auf das, was (noch) nicht gesagt werden kann. Darin liegt die zentrale Funktion des Sprechens in der Analyse (Lacan 1953/1996, 84), und darin liegt das Wesen der Psychoanalyse, verstanden nicht als Deutungsmacht, nicht einmal als Deutungskunst, sondern als Diskurs. Im freien Sprechen und Hören der beiden Subjekte knüpfen sich das spezifische „soziale“ Band der psychoanalytischen Beziehung und der grundlegende analytische Pakt. Das freie Sprechen der Analysandin im Medium von Übertragung und Widerstand *und* die so genannten Deutungen des Analytikers sind Diskursphänomene: Im Diskurs produzieren sich Interventionen von potenzieller Bedeutung, aber nur, wenn der Analytiker seinerseits frei assoziiert und sich in den Diskurs des Subjekts einschaltet. Die gleichschwebende Aufmerksamkeit ist das freie Assoziieren des Analytikers, ist doch das freie Hören, was zunächst paradox anmuten mag, in höchstem Masse aktiv und bringt das Fantasieren und vorbewusste Denken der Analytikerin, des Analytikers auf Hochtouren – oder hemmt es.

Die diskursanalytische Arbeit fasst das etwas gar idealisierende Verständnis des freien Assoziierens nüchterner, weiter, „aktiver“ als es manche Falldarstellungen suggerieren. Etwas gar blauäugig und selbstverständlich nehmen Analytiker bisweilen an, dass der Analysand frei assoziieren kann, will und es auch tut, wie es im Buch steht. Tut er es nicht, sondern fertigt uns zum Beispiel mit vorgefertigten, kompakten bis opaken Erzählungen ab, geht das als Widerstand zu seinen Lasten. Ja natürlich. Nur ist Widerstand ein Diskursphänomen, ist Übertragung, Übertragung von Abwehr, wie das Anna Freud schon 1936 gelehrt hat. Er stört den Fortschritt der analytischen Arbeit erst, wenn er auf den Widerstand des Analytikers stößt, auf den Jacques Lacan so großes Gewicht legt, und den die herkömmliche und v.a. die kleinianische Psychoanalyse zur hilfreichen Gegenübertragung domestiziert hat.

Ob die Analysandin nun manierlich frei assoziiert, wie es sich gehört, oder eine langfädige und kompakte Geschichte erzählt, wie es sich nicht gehört, und die Analytikerin, den Analytiker schon einmal abschweifen lassen, schläfrig oder gar unwillig machen kann, was wir dann eben seine Gegenübertragung nennen, die sich auch nicht gehört – im Sprechen geschieht etwas. Zweifellos. Niemand stellt das in Frage.

Die psychische Oberfläche und die Nachträglichkeit des psychoanalytischen Diskurses

Noch die kompakteste Erzählung ist – grundsätzlich – nicht ohne Brüche und ist gespickt von Signifikanten. Sie fallen einem nur nicht immer in den Schoss, bzw. ins Ohr, man muss sie aufspüren. Eines dritten Ohres bedarf es dazu nicht. Lacan meint sarkastisch, dass zwei Ohren genügen um nicht zu hören. Alles was geschieht, gerade auch die so zentralen „Fehlleistungen“ und Brüche jeder Art, aber ebenso alle Bemühungen, sie zu vermeiden, sind Diskursphänomene und können, sollen, müssen als solche bearbeitet werden: das gilt vom pausenlosen Reden bis zum Schweigen, vom Vergessen, Versprechen, Verhören – wohlverstanden des Analytikers wie des Analysanden – bis hin zur so genannten negativen therapeutischen Reaktion und zum Schlaf des Analytikers. Übertragung, Gegenübertragung, Widerstand, Agieren, Deuten usw., alles, was wir mit den Konzepten der Theorie der Technik fassen, sind Effekte des Diskurses und gewinnen in dieser Sicht eine neue Dignität und Fruchtbarkeit.

Genau die Chance, die das diskursive Sprechen und Hören bietet, droht der Analytiker zu verpassen oder zu vermeiden, der sich, erschreckt von seiner „unprofessionellen“ Unaufmerksamkeit und seinem Unwillen, in die Analyse seiner vermeintlichen Gegenübertragung verkriecht oder allenfalls beim „inneren Supervisor“ oder gar „inneren Analytiker“ Zuflucht sucht. Tut er dies während der Stunde, droht er den Kontakt zu ihrer Aktualität zu verlieren. Das Erzählen und Schweigen der Analysandin, das deutende Sprechen und die Ab- und Ausschweifungen des Analytikers bilden *zusammen* eine plurale, polysemische *Oberfläche*, auf der sich mehrere, durchaus widersprüchliche Diskurse überschneiden, kreuzen, interpretieren, aber auch in die Quere kommen und gar abstossen. Diskursanalyse heisst in aller erster Linie erkennen und anerkennen, dass an der Oberfläche des Diskurses alles erscheint, was von Bedeutung ist, dass es keinen Sinn jenseits der Sprache gibt (Borens 1996, 150). Zum anderen gilt es mit der an sich banalen Tatsache ernst zu machen, dass an der Oberfläche des Diskurses kein Element – kein Signifikant – für sich Bedeutung hat, in ihrer assoziativen Verbindung jedoch keines sinn-los ist; jedes, bis hin zum Tonfall und zur Geste, ist an der Produktion von Bedeutung beteiligt.

Der Begriff der Oberfläche taucht in Freuds Werk mehrmals auf (z.B. 1914g, 127). Mehr deskriptiv und pragmatisch als systematisch und theoretisch hat er die Arbeit an und mit den freien Assoziationen als ein Abtasten der psychischen Oberfläche beschrieben. In *Die Handhabung der Traumdeutung in der Psychoanalyse* (1911e, 351) kritisiert er die

Analytiker, die „einen Traum zur möglichst vollständigen Deutung bringen wollen“ und ihn deshalb über Stunden fokussieren, weil unterdes die Analyse ein ganzes Stück hinter der Gegenwart zurückbleibt und den Kontakt zur *Aktualität* einbüsst. „Einer solchen Technik muss man die Regel entgegenhalten, dass es für die Behandlung von grösster Bedeutung ist, die jeweilige psychische Oberfläche des Kranken zu kennen,..“.

Die psychische Oberfläche ist allerdings nicht die glatte, opake und täuschende Oberfläche des Spiegels. Ihre Textur macht sie zu einem analysierbaren Text. Lacan bietet eine überzeugende Metapher der psychischen Oberfläche an: Das Möbiusband. Nehmen wir irgendein Band, hat es zwei Seiten, eine Oberfläche und eine Unterfläche, die isomorph und daher austauschbar sind. Fügen wir das Band zu einem Kreis oder Zylinder zusammen, haben wir eine Ober- oder Aussenfläche und eine Unter- oder Innenfläche, ebenfalls isomorph und austauschbar, wir brauchen bloss das Band umzustülpen. Lassen wir hingegen die Enden um 180 Grad verdreht zusammenstossen, ergibt sich das so genannte Möbiusband, eine Endlosschleife: Oberfläche ist Unterfläche, aussen ist innen.

Das ist eine hilfreiche räumliche Metapher, die lebendig erst wird und Textur gewinnt, wenn wir ihr die zeitliche Dimension hinzufügen: die Nachträglichkeit. Die Nachträglichkeit nun ist keine Metapher. Sie ist eine Tatsache *und* das psychoanalytische Konzept der psychischen Zeit, die nicht allein linear von der Vergangenheit über die Gegenwart zur Zukunft hin verläuft. Die Nachträglichkeit markiert die Diachronie in der Synchronie des Textes. Die Erinnerung an ein Ereignis, das sich in die Psyche einschreibt, aber niemals auf Anhieb voll integriert werden kann, bleibt nicht starr. Sie wird immer wieder durch ein mehr oder weniger beiläufiges, aber nicht kontingentes Moment eines späteren Ereignisses wiederbelebt und erzeugt nachträglich eine Bedeutung – und das ist entscheidend –, die zu erfassen zur Zeit des ersten Ereignisses grundsätzlich nicht möglich war. Nicht bloss wirkt die Vergangenheit auf die Gegenwart, sondern die Gegenwart auf die Vergangenheit. Erst ihre Historisierung macht aus der Vergangenheit Geschichte, und erst Geschichte lässt eine Zukunft entstehen. Im psychoanalytische Diskurs, und das heisst in der Übertragung, setzt sich das Unbewusste, setzen sich die aufeinander folgenden Niederschriften sukzessiver Lebensepochen erneut ins Werk (Freud 1895/1985c, 217ff; Green 2007, 497; Müller-Pozzi 2008)).

Ob man nun den für die Psychoanalyse entscheidenden Bruch der linearen Zeit so nennt oder nicht: allein der Nachträglichkeit ist es zu

verdanken, dass sich an der Oberfläche des Diskurses alles einstellt, was Bedeutung haben kann. Und umgekehrt: nur dem, was an der Oberfläche erscheint, kann Bedeutung zugeschrieben werden. Der Text schreibt sich mit Signifikanten, die bei weitem nicht alle in der Aussage erscheinen. Die Konfrontation und Auseinandersetzung mit der Geschichte der nachträglichen Bearbeitungen und Übersetzungen des Verdrängten nennen wir seit Freud Durcharbeiten.

Der Signifikant

Ich habe bereits mehrmals den Begriff *Signifikant* gebraucht, wie wenn er sich von selbst verstünde. Das tut er auch für den lacanianisch, nicht aber für den herkömmlich ausgebildeten Psychoanalytiker. Die strukturelle Psychoanalyse begreift die Oberfläche des Diskurses als ein *Netz von Signifikanten*. Das Sprechen, das Gleiten von Signifikant zu Signifikant, von Assoziation zu Assoziation erzeugt lesbare Bedeutung. Der les- und deutbare „Text“ des verdrängten, ent-stellten Unbewussten wird in der Übertragung durch das Herausstellen seiner Signifikanten erst „geschrieben“, das Ent-stellte neu in Stellung gebracht.

Der Signifikant ist also nicht das Zeichen, eben gerade nicht. Es gilt, die beiden Begriffe sorgsam auseinander zu halten. Das Zeichen besteht aus dem Signifikanten, dem Bezeichnenden, und dem Signifikat, dem Bezeichneten, d.h. der Vorstellung oder Bedeutung, und es bezieht sich auf eine Sache, den Referenten. Das Zeichen repräsentiert etwas für jemanden, hat Bedeutung und konstituiert Kommunikation, Verstehen und Verständigung. Sage ich Rose, ist das Wort der Signifikant; die Vorstellung, die ich damit ausdrücke und bei anderen evoziere, ist das Signifikat, und beides zusammen ist das Zeichen, das die real existierende Sache, Rose genannt, repräsentiert. Wenn Gertrude Stein geradezu beschwörend sagt, „eine Rose ist eine Rose ist eine Rose“, verbleibt sie bewusst ihm Bereich des Zeichens und der vermittelnden Funktion der Sprache. Das Zeichen verweist auf etwas. Da gibt es nichts zu deuten. Hätten wir es im psychoanalytischen Diskurs mit Zeichen zu tun, hätten wir deren Bedeutung lediglich – hermeneutisch – aufzudecken, oder eben zu erraten und mitzuteilen.

Wenn aber der Signifikant „Rose“ im Diskurs des Unbewussten nicht eine Rose meint? Wenn der Signifikant, in Freudscher Terminologie die Wortvorstellung, dies und das vorstellt, nicht aber die Sache, die konventionell zu ihr gehört? Was ist, wenn das Subjekt die rätselhafte Botschaft nicht symbolisieren und subjektiv übersetzen, nicht subjektivieren und dialektisieren kann? Dann wird der Signifikant

unheimlich, denn auf unheimliche Weise unterwirft er das Subjekt, nimmt es gefangen und verhindert Kommunikation.

Der Signifikant, ein Schlüsselbegriff Lacans, ist also nicht die Bedeutung, eben gerade nicht. Er ist an sich oder für sich allein ein bedeutungsloses, materielles Element, ein Phonem zum Beispiel oder ein Buchstabe, ein Wort, eine Geste, in einem differenziellen System, paradigmatisch im differenziellen System der Sprache. Er trägt, markiert, artikuliert, ja – und das ist für den Diskurs das Entscheidende – erzeugt, produziert Bedeutung. Genauer: im Gleiten von Signifikant zu Signifikant schlägt sich Bedeutung nieder und konstituiert Subjektivität, denn ein Signifikant, der an sich nichts ist, wird Signifikant erst durch einen zweiten Signifikanten, d.h. in der Kette oder im Netz der Signifikanten. Im psychoanalytischen Diskurs geht es aber letztlich nicht um Vermittlung, sondern Enthüllung. Darum hat der Bezug von Signifikant zu Signifikant Vorrang vor dem Bezug des Signifikanten zum Signifikat, das sich im Gleiten der Signifikanten erst niederschlägt. Sprache ist schliesslich nicht bloss, vielleicht nicht einmal in erster Linie, eine Taxonomie oder Benennung der Realität. Natürlich bezeichnet sie. Aber bevor sie ihre denotative Funktion übernehmen kann, ist sie ein vom Realen autonomes, intersubjektiv begründetes konnotatives System von Verweisen, von Metapher und Metonymie.

Ein Signifikant, wie er in der Analyse oft wie ein Leitmotiv immer wieder auftaucht, kann ein Satz, eine Redewendung oder auch nur ein Wort sein, z.B. „Tod“ oder „Scham“ oder „Institution“. Bei Patrick waren es unter anderem „Aufgabe“, „ganz genau“, „lösen“. Aber auch Interjektionen, die wir leicht als Floskeln abtun, wie „soso“, „oder“, „wissen Sie“, „nicht wahr“, können im Diskurs den Status von Signifikanten haben.

Ein bis zum äussersten verknapptes Beispiel: In der Analyse eines Mannes mittleren Alters taucht immer wieder „Rose“ auf. Kein Bezug zu irgend etwas. Nicht gerade unheimlich, aber irritierend. Einmal bezeichnet er eine verwelkende Rose auf meinem Tisch als verschimmelt. Etwas später, ohne Bezug darauf, taucht plötzlich der Signifikant „Schimmel“ im Sinne von Pferd auf, ebenso unverständlich wie „Rose“. Dann spricht er von einer Periode seiner Jugendzeit, in der er noch „ein unbeschriebenes Blatt“ war. Ich: „Ein unbeschriebenes Blatt ist weiss.“ Plötzlich war „die weisse Rose“ da, die Identifikation des Analysanden mit den Geschwistern Scholl und die Scham über ein feiges Verhalten in jener Zeit, von der er gesprochen hatte und er alles andere als ein unbeschriebenes Blatt gewesen war.

Das alles ist nicht so neu wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Es ist jedoch eine textlinguistische oder diskurstheoretische Formulierung eines Prinzips, dem Freud spätestens von dem Moment an gefolgt ist, als er die frühe, eingeschränkte Verführungstheorie und die Hypnose aufgab. Natürlich findet sich bei Freud der Begriff des Signifikanten nicht, sehr wohl aber die Sache, wenn er sich bei Deutungen auf rein formale sprachliche Merkmale bezieht. Und das tut er oft. Man braucht bloss nachzulesen, wie Freud (1901b, 6ff) sein Vergessen des Namens Signorelli analysiert. Er teilt die Namen, die ihm statt dessen einfallen, in formale Segmente auf und folgt den assoziativen Verknüpfungen jedes Segments. Noch eindrücklicher und instruktiver mag seine Analyse der Neologismen, bzw. Gebetsformeln „Gigellsamen – Gleijsamen“ des Rattenmannes sein, wie er sie in seinen *Originalnotizen zum ‚Rattenmann‘* aufgeschrieben hat (Freud 1907– 1908/1955, 527 u. 542f). Indem er Gleijsamen in seine signifikanten Elemente aufteilt, wird ihm klar, „dass dieses Wort entstanden ist aus ‚Gisela s amen‘, dass er seinen Samen mit dem Leib der Geliebten (Gisela, H.M.-P.) vereint, d.h. in ganz gewöhnlicher Weise mit ihrer Vorstellung onaniert.“ Der Rattenmann bestätigt, „dass sich die Formel sekundäre wirklich manchmal als Giselamen eingestellt ... habe“. Es ist eine naheliegende, wenn auch müssige Frage, wie Ferdinand de Saussure Freuds Denken beeinflusst hätte, wenn sich die beiden begegnet wären.

Der Diskurs des Ichs und der Diskurs des Subjekts

Wir erleichtern uns mancherlei, wenn wir gegenwärtig halten, dass sich in der psychoanalytischen Arbeit – das macht ihr Wesen aus – unablässig zwei Diskurse kreuzen und überschneiden: Der Diskurs des Ichs der so genannten Abwehr und Anpassung, an welche „Realität“, welchen Anspruch auch immer, und der Diskurs des Subjekts des Unbewussten, des Begehrens. Weniger zeitlich als strukturell begegnen wir in der Analyse zunächst dem Diskurs des Ichs, das den Analytiker zu seinem Komplizen machen will, und der mitunter als so genanntes Arbeitsbündnis missverstanden wurde. Das Ich richtet sich an den Analytiker, dem Wissen unterstellt wird. Er soll ihm sagen, was ihm fehlt, damit Ruhe und Ordnung herrscht, das Ich Herr im eigenen Hause sein und bleiben kann. Das aber ginge auf Kosten der Wünsche des Subjekts – und diese insistieren.

Aber was ist ein Subjekt? Ich könnte mich nur lächerlich machen, würde ich mir anmassen, mit wenigen Sätzen das „lacansche Subjekt“ zu umreißen oder gar zu definieren. Bruce Fink (1995) hat ihm eine ebenso

sorgfältige wie hervorragende Studie gewidmet. Und doch muss ich es zumindest mit einigen Gedanken umkreisen.

Leicht zu sagen, was es nicht ist, das Subjekt der strukturalen Psychoanalyse. Es ist nicht das Individuum, nicht die Person, nicht das bewusste Subjekt der angloamerikanischen Philosophie, nicht das cartesianische Subjekt der Selbstgewissheit und es ist nicht das Selbst und nicht das Ich. Es ist auch nicht eine andere Instanz des psychischen Apparates, die dem Strukturmodell Freuds beigegeben werden könnte.

Das Subjekt ist nicht, es wird, es taucht auf, schwindet und entzieht sich. Lacan spricht deshalb vom *fading* und, in Anlehnung an Jones, der *Aphanasis* des Subjekts. Es entzieht sich auch erfolgreich jeder Definition. Das tönt nach Verlegenheit. So mag auch für manche die Psychoanalyse Lacans nach Verlegenheit tönen, die er hinter seiner sprichwörtlichen Arroganz versteckt. Aber, wer weiss, vielleicht ist die Psychoanalyse gerade aus dieser Verlegenheit geboren, ist diese Verlegenheit, spricht aus dieser Verlegenheit, spricht diese Verlegenheit. Die Psychoanalyse ist die nie endende Suche nach dem Subjekt. Oder: Die Psychoanalyse ist auf der nie endende Suche nach Bedeutung, was dasselbe ist. Das Subjekt ist der Niederschlag von Bedeutung und ist das, was Bedeutung schafft, eine kreisende Bewegung, die nie zur Ruhe kommt.

Solche Überlegungen definieren das Subjekt nicht, rühren aber zumindest an das, was im Gegensatz zur festen Struktur des Ichs, die wir Ichidentität nennen, die Flüssigkeit und Flüchtigkeit der Subjektivität ausmacht. Subjekt wird der Mensch im Feld des Anderen und seiner Bedeutungen. Die Sprache geht dem Subjekt voraus und das Subjekt wird Subjekt in der Sprache, ist einzig und allein Effekt der Sprache und des Sprechens. Der Mensch ist Subjekt, insofern er sich zum Autor der Bedeutungen macht, die ihn bestimmen, fremd bestimmen, die er zunächst vom Anderen empfängt, denen er in den rätselhaften Botschaften und im Anspruch des Anderen begegnet oder die ihm vom Anderen aufgezwungen werden. Die Ursache, Ur-Sache subjektivieren, heisst das in der Theorie Lacans. Wo der Andere war, soll Subjekt werden. Das Subjekt ist der Autor seiner Bedeutungen, ja der Autor seiner selbst. Mehr als sechs Personen, sprich verinnerlichte Objekte, suchen einen Autor. Bedeutung, das was Sinn macht, ist immer subjektiv, Arbeit des Subjekts. Ein Analysand ist einer, der sich auf diese Suche begibt, sich anschickt, seine Kompromisse in Frage zu stellen, ihre Ursachen zu subjektivieren und ihre scheinbaren Eindeutigkeiten und effektiven Zwigigkeiten zu dialektisieren.

Subjektivität bleibt ihrem Wesen nach immer Stückwerk, wie die Sprache wesensmässig Stückwerk ist. Sprache kann nie alles sagen und sie kann das, was sie sagt, nie eindeutig sagen. Ja, sie kann überhaupt nichts sagen ausser sich selbst. Sie kann nicht die Sachen und die Sachverhalte sagen, die sie meint. Sie kann sie nur be-deuten. Sprache ist Metapher: das Wort tritt an die Stelle der bezeichneten Sache. In der deftigen Sprache Lacans (1953/1996, 166): „Das Symbol stellt sich so zunächst als Mord der Sache dar“. Weniger deftig: das Symbolische, das ist die Sprache, ist ganz im Gegensatz zum Realen nie vollständig und kommt – buchstäblich – nie zur Sache. Das Wort stellt eine Anwesenheit dar, die auf Abwesenheit gründet (Lacan 1953/1996, 116). Eine Aussage, ihre konventionelle Denotation, mag so eindeutig sein wie nur möglich. Wenn ein Subjekt sie sagt, aussagt, ist sie allen bewussten und unbewussten Konnotationen offen.

Bausteine einer strukturalen Theorie der psychoanalytischen Technik

Ich habe die Antwort, hast du die Frage?

Die strukturale Psychoanalyse ist durch und durch eine Theorie des Subjekts. Lacan hat in seiner gross angelegten, gleichermassen kongenialen und originären Freudinterpretation die Spuren der Subjekttheorie frei gelegt, die Freuds Werk inhärent ist, auch wenn er sie nicht explizit als solche formuliert hat. Sein Ruf „Zurück zu Freud“ ist eine Kampfansage an die damals aufblühende Ichpsychologie mit ihrer Anpassungsideologie und Eliminierung des Subjekts, die weithin zur leitenden Figur geworden war. Orten wir die psychoanalytische Erfahrung als Erfahrung des Subjekts im Feld der Sprache und des Sprechens, betrifft das die psychoanalytische Technik in ihrem Kern. Weit davon entfernt, obsolet zu werden, gewinnen die Konzepte der Theorie der Technik, gewinnen Übertragung, Widerstand und Deuten eine andere Relevanz.

Das Symptom ist ein mundtot gemachtes Sprechen, eine signifikante Formation des grundlegendes Fantasma, „strukturiert, gerastert, gekettet, gewebt aus Sprache“ (Lacan 1955-1956/1997, 142), und verlangt, zum diskursiven Sprechen gebracht zu werden. Das Symptom ist eine wortlose Antwort auf der Suche nach der Frage des Subjekts, die sein Begehren, das im Symptom aufgehoben ist, (wieder) zu sagen vermag. Das gilt, allerdings in struktureller und dynamischer sehr unterschiedlicher Weise, für alle klinischen Strukturen und Formationen.

Was die Psychiatrie als Psychopathologie zu bezeichnen pflegt, und was dem Psychoanalytiker im Sprechen der Analysandin, des Analysanden begegnet, sind in der strukturalen Sichtweise nicht „Störungen“ sondern „Lösungen“, wie mangelhaft, „gestört“ eben, diese gemessen an der gesellschaftlichen Norm auch immer erscheinen mögen, und an denen das Subjekt selber leidet. Was man Psychopathologie zu nennen pflegt, in welcher Form sie uns auch immer begegnet, ist der Ausdruck der Versuche des Subjekts, den Signifikanten, den rätselhaften Botschaften, die vom Anderen kommen und die es nicht angemessen über-setzen konnte, subjektive Bedeutung zu geben. „Das Subjekt, das nach einer Analyse verlangt (*qui demande une analyse*), weiss bereits, dass sein Leiden keine blosse Frage ist, dass es bereits eine Antwort ist“ Silvestre 1998-2, 123f), zu der es die Frage wieder zu finden gilt. Die Analyse ist der Ort, die Zeit und die Möglichkeit für neue Übersetzungen. Sie ist der Diskurs, der sich die menschliche Grundgegebenheit der Übertragung zu Nutze macht, um das, was aus dem Sprechen des Subjekts ausgeschlossen, verdrängt worden ist, zu „diskursivieren“, subjektivieren, dialektisieren. Für die Praxis der Psychoanalyse bleiben Übertragung, Widerstand und Deuten die zentralen Konzepte.

Übertragung und Widerstand

Wenn wir Übertragung sagen, sagen wir auch Widerstand. Lacan (1964/1978) zählt die Übertragung zu den vier Grundbegriffen der Psychoanalyse. Widerstand begreift er ganz im Sinne von Freuds erster Definition: „Was immer die Fortsetzung der Arbeit stört, ist ein Widerstand“ (Freud 1900a, 521). Ja, klar. Reibungslos funktioniert – vermeintlich – nur der Diskurs des Ichs, der seine Brüche und Kanten rationalisiert und abschleift. Der Einfall des Unbewussten lässt die apodiktische Rede des Ichs straucheln, und sie wird vom unsicheren, stotternden und zweifelnden Diskurs des Subjekts durchkreuzt. Eine Gefahr für das auf Sicherheit, Eindeutigkeit und Anpassung bedachte Ich und eine Chance für das begehrende Subjekt. Und – Ironie des Diskurses – die Übertragung, an die sich der Widerstand des Ichs zu heften versucht, promoviert das Begehren des Subjekts. Allerdings muss da eine Analytikerin, ein Analytiker in der Position der Adresse des Empfängers sein, die oder der die Botschaft des Subjekts vernimmt und den Empfang dessen, was sie oder er vernimmt, bestätigt (Silvestre 1998-1, 106ff).

Dies ist die Position und das Begehren des Analytikers in der Kur. Ganz in Anspruch genommen von der technischen Bedeutung der Übertragung und den Schwierigkeiten ihrer Handhabung ist mehr und

mehr aus dem Blick geraten, was Übertragung als psychischer Mechanismus überhaupt ist. Freud hat es in der *Traumdeutung* beiläufig gesagt:

In der psychoanalytischen Arbeit erfährt man, „dass die unbewusste Vorstellung als solche überhaupt unfähig ist, ins Vorbewusste einzutreten, und dass sie dort nur eine Wirkung zu äussern vermag, indem sie sich mit einer harmlosen, dem Vorbewussten bereits angehörigen Vorstellung in Verbindung setzt, auf sie ihre Intensität überträgt und sich durch sie decken lässt. Es ist dies die Tatsache der *Übertragung*, welche für so viele auffällige Vorfälle im Seelenleben der Neurotiker die Aufklärung enthält“ (Freud 1900a, 568f).

Erst die Übertragung von Signifikanten, Vorstellungen, besser „Vorstellungsrepräsentanten“ vom Unbewussten ins Vorbewusste macht die Übertragung als intersubjektives und diskursives Phänomen und als Widerstand in und Promotor der psychoanalytischen Kur möglich. Und ist da nur einer, der dem Subjekt den Empfang dessen bestätigt, was er vernimmt, kommen Übertragung und analytischer Prozess „automatisch“ in Gang, ganz gleich, welcher Konzeption von Übertragung der Analytiker, die Analytikerin folgt. Die vielen Konzeptionen von Übertragung sind Konzeptionen ihrer Handhabung. Da sind sie dann allerdings weit tragend. Sie bestimmen, wie und wie weit eine Analytikerin, ein Analytiker den psychoanalytischen Diskurs zum Arbeiten bringt. Das freie Sprechen jedoch bringt aus sich heraus die Übertragung in Gang. Lacan (1953-1954/1978, 143) schliesst messerscharf: „In ihrem Wesen ist die wirkungsvolle Übertragung, um die es geht, ganz einfach der Akt des Sprechens“. Die Übertragung ist das ins Werk Setzen des Unbewussten. Michel Silvestre (1998-2, 121) folgend lässt sich etwas salopp aber durchaus treffend sagen: Übertragung ist nicht erst, wenn der Analysand *über* den Analytiker spricht, sondern wenn er *zum* Analytiker spricht. André Green (2005, 81) spricht von „Übertragung in die Rede“ (transference on the speech) und „Übertragung auf das Objekt“.

Hier könnte, ja müsste eine Relektüre von *Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten* (Freud 1914g) ansetzen. Freud hat es übersehen und Lacan hebt es mit Nachdruck hervor, dass Übertragung nicht Wiederholung ist. Präziser: dass nicht die Wiederholung Übertragung schafft, sondern umgekehrt: die Übertragung ist der Träger der Wiederholung. Der von Freud ausgemachte neurotische Wiederholungszwang ist nicht die starre Wiederholung des ewig Gleichen. Er ist derselbe „Zwang“, dem das freie Sprechen unterliegt. Er

ist das Insistieren des Signifikanten, des verdrängten Begehrens des Subjekts, das es wieder zu holen gilt.

In einer diskurstheoretischen Lektüre von *Erinnern Wiederholen und Durcharbeiten*, kehren sich die Verhältnisse in signifikanter Weise um. Als erstes liest sich dann „erinnern“ nicht gedächtnistheoretisch als „erinnern an“, sondern struktural als „in den Denkvorgang aufnehmen“ (Freud 1895/1950c, 443ff). Dann liest sich nicht mehr, „der Analysand wiederholt, anstatt zu erinnern“, sondern: der Analysand überträgt, um zu wiederholen, wieder zu holen und in den Denkvorgang aufzunehmen.

Aber, so werden manche fragen, wo ist dann die „Übertragung auf das Objekt“, die Übertragungsinszenierung, auf die manche die Übertragung reduziert wissen und in einen Gegensatz zum freien Sprechen setzen wollen? Nur gibt es diesen Gegensatz nicht, wenn wir Sprache strukturell und nicht phänomenologisch fassen, wie Freud es getan hat. In *Das Interesse an der Psychoanalyse* sagt er, und spricht dabei fast wie ein Semiotiker, auch wenn er die konstitutive Bedeutung der Sprache noch verkennt, dass jede „Art von Ausdruck seelischer Tätigkeit“, auch Gebärde, Handlung, Schrift, kurz: dass alles, was Bedeutung produziert, Sprache ist (Freud 1913f, 403). In der *Traumdeutung* entdeckt Freud, dass der Traum spricht, in *Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten* stellt er verblüfft fest, dass der Mensch auch spricht, wenn er sich verhält, handelt, agiert. Auch das Verhalten ist ein Diskurs von Bedeutung. Lacan (1955-1956/1997, 47) stellt lapidar fest: Was das Subjekt sagt und tut – das ist das Gleiche. Das Subjekt spricht eben mit den Mitteln, die es zur Verfügung hat, ob uns das nun gefällt oder nicht. Auch die Inszenierung, das Enactment in der Analyse ist ein Diskursphänomen, wie das Symptom eine signifikante Formation, strukturiert wie eine Sprache – auf der Suche nach dem Wort, dem Sprechen. Gerade im Agieren, das den psychoanalytischen Diskurs unterlaufen möchte, reiben sich der Anspruch des Ichs und das Begehren des Subjekts, das es manchmal laut knirscht und ächzt – und nicht selten kracht.

Es ist offensichtlich: Das strukturelle Verständnis von Psychoanalyse rückt auch das Phänomen des Widerstandes und die Arbeit am Widerstand in ein anderes Licht, gerade weil es den Analytiker einbezieht. Freuds Definition, die Lacan ganz und gar übernimmt, heisst dann: Alles, was den Diskurs des Subjekts aufhält, ist ein Widerstand, ein Widerstand des abwehr- und anpassungslustigen Ichs, das die Triebgefahr fürchtet wie der Teufel das Weihwasser – und/oder des Analytikers. Es ist die Abwehrfunktion des Ichs, die sich im Widerstand

manifestiert, den grössten Teil des inneren Diskurses des Subjekts nicht ernst zu nehmen (Lacan 1955-1956/1997, 148).

Nicht in einem wie auch immer gedachten vernünftigen, gesunden, stabilen Ich also findet der Analytiker seine Stütze, sondern im verletzten, waidwunden, gedemütigten, leidenden, mit Füßen getretenen Subjekt, im Subjekt des Unbewussten, das insistiert, das im Analytiker, der Analytikerin endlich einen Verbündeten, einen Anwalt gefunden hat, der dem Begehren, das eine Frage ist, Raum lässt oder überhaupt gibt.

Das Subjekt insistiert. Darin liegt seine Macht. Tut es dies nicht mehr, gibt es sich geschlagen, unterwirft es sich dem Ich und dem Herrensingifikanten, schwindet oder versteinert es und gerät in den Bann dessen, was wir gemeinhin den Todestrieb zu nennen pflegen.

Empathie – Deuten – psychoanalytisches Verstehen

Das Deuten legt eine scharfe Differenz zwischen empathisches und psychoanalytisches Verstehen. Das Aufspüren und die Verwendung der Signifikanten und ihrer Wirkung, wie es die strukturelle Psychoanalyse lehrt und praktiziert, ist gewiss geeignet, die Technik des Deutens zu erneuern, zu dezentrieren und zu vertiefen, fast möchte ich sagen, sie zu befreien. Befreien jedenfalls vom Druck und Zwang, verstehen, das unbewusste Wissen der Analysandin, des Analysanden erraten und die „richtige“ Deutung geben zu müssen. Ja, *die Deutung* verliert an Gewicht zu Gunsten des deutenden Sprechens. Die Analytikerin, der Analytiker mag mehr als gut ist, auch anderes reden, ihr oder sein *Sprechen* ist jedoch immer deutend; deutend im ursprünglichen Sinne des Wortes: auf etwas zeigen, hinweisen, verständlich machen, Sinn beilegen. Das Phantom der „richtigen Deutung“ wird damit obsolet. Deuten ist nicht richtig oder falsch, sondern eben deuten: Der Analytiker schaltet sich in den Diskurs ein, nimmt Teil, skandiert, interpunktiert mit seinem Sprechen das Sprechen des Analysanden. Jedes seiner Worte steht zur Disposition und harret der Deutung durch die Analysandin, den Analysanden. Ein Analytiker, der Richtigkeit oder gar Wahrheit für seine Interventionen in Anspruch nähme, würde sich anmassen, das Wissen zu haben, das ihm der Analysand unterstellt, und damit das Subjekt des Unbewussten ausschalten. Erst nachträglich wird sich weisen, ob eine Intervention eine Deutung gewesen sein wird.

Lacan (1959-1960/1996, 333) insistiert nachhaltig auf dem scheinbaren Paradox, „wie wichtig es ist, nicht zu verstehen, um zu verstehen“, und

beschwört die Analytiker, sich davor zu hüten, zu viel – und v.a. zu früh – zu verstehen, mehr zu verstehen, als an der Oberfläche des Diskurses des Subjekts gesagt ist. „Deuten und sich einbilden, dass man versteht, ist ganz und gar nicht dasselbe. Das ist genau das Gegenteil. Ich möchte sogar sagen, das wir die Tür des analytischen Verstehens erst auf der Basis einer bestimmten Verständnisverweigerung aufstossen“ (Lacan 1953-1954/1978, 98).

Bis zum äussersten vereinfacht hat der analytische Verstehensprozess drei logische Zeiten: zunächst muss die Analytikerin, der Analytiker im banalsten Sinne des Wortes verstehen, was die Analysandin, der Analysand sagt. Das geht nicht ohne Empathie – kontrollierte Empathie. Dann gilt es, im Sprechen die leitenden Signifikanten aufzuspüren und herauszuarbeiten – im strukturalen Verständnis die Hauptarbeit der Analyse. Lacan (1959-1960/1996, 303) spricht von der „strenge(n) Methode des Kommentars der Signifikanten“. Erst auf der Basis dieser Arbeit, in einer dritten logischen Zeit, setzt das „inhaltliche“, interpretierende Verstehen an, das wir Durcharbeiten des fundamentalen Fantasmas nennen können, und kommt es zu einer Überschreibung des Imaginären durch das Symbolische. Hier mag nun das hermeneutische oder tiefenhermeneutische Verstehen zu seinem Recht kommen.

Die Versuchung ist gross, Signifikanten wie Scham, Tod, Institution, Aufgabe – genau – lösen usw. nicht als Signifikanten zu nehmen, sondern sie hermeneutisch als manifesten Ausdruck einer latenten, präexistierenden unbewussten Fantasie zu „verstehen“, was dann eher heisst nicht zu verstehen. Dann wird die zweite Zeit des Verstehens, das Herausarbeiten der Signifikanten, übersprungen oder vermieden, und das psychoanalytische Arbeiten bleibt im Register des Imaginären. Nicht immer zu Unrecht. In der psychoanalytischen Psychotherapie mit Menschen mit einer wenig tragfähigen und gesicherten neurotischen Struktur tut die Analytikerin, der Analytiker mitunter gut daran, dezidiert an der Grenze zwischen dem Imaginären und Symbolischen zu verbleiben, das höchst entwickelte Abwehryniveau zu stabilisieren und zu flexibilisieren, aber nicht zu „dekonstruieren“, wenn die Konfrontation mit dem symbolischen Anderen zu grosse Angst erzeugt. Aber auch manche Analysanden mit einem guten neurotischen Potenzial folgen, um Angst zu vermeiden, dem Analytiker nur zu gern, wenn er an ihrem rationalisierenden Narrativ mitwebt. Was gäbe dem verunsicherten Ich mehr Sicherheit vor dem Anruf und Abgrund des Signifikanten und des Begehrens, als der Analytiker, der mit dem Diskurs des Ichs und seiner Abwehr kolaboriert?

Andere Analysanden – und sie sind uns lieber – fühlen sich ihrerseits unwohl angesichts dieses Verstehens, weisen es ab und insistieren, bis die Analytikerin, der Analytiker Partei für den Signifikanten nimmt. Sehr eindrücklich immer wieder Patrick. Sein Zwang zu pedantischer Exaktheit in der Heftführung, es darf da ja keine Hicke und Eselsohren haben, prägt auch sein Sprechen in der Analyse. Es muss genau stimmen, was er sagt und was ich sage. Er muss sich dauernd rückversichern, dass ich genau verstehe, was er meint. Das führt zu unbeschreiblichen und quälenden Wortklaubereien und Verwirrungen, und Patrick lebt in der dauernden Angst, ich könnte seine Rückversicherungen als Misstrauen verstehen und ihn zurecht- und zurückweisen. Wieder einmal berichtet er von den Kleinigkeiten, die ihn stören und es ihn stört, dass sie ihn stören: „Wenn das so ist, muss ich immer ein ganze Stunde daran denken.“ – „Und dann kannst du eine ganze Stunde lang nicht machen, was *du* willst.“ – „So, jetzt haben sie mich verstanden. Das ist es. Kann man das wegmachen?“

Unnötig zu sagen, dass ich analytisch noch gar nichts verstanden habe. Aber der Weg zum psychoanalytischen Verstehen bahnt sich an. Als sich dann ein nächstes Mal wieder alles zu verwirren droht, sage ich: „Deine Gedanken haben Hicke und Eselsohren.“ – „Genau“. Nach kurzem Schweigen: „Ich habe Angst, dass etwas Schlimmes passiert, wenn mich die anderen nicht richtig verstehen.“ Heute ist es reflektierte Technik, was mich damals mehr intuitiv davon abgehalten hat zu fragen: „Was befürchtest du denn?“ Diese Frage hätte sich an das Ich gerichtet. Seine Angst aber ist die Angst des Subjekts, nicht des Ichs.

Zusammenfassung

Die strukturelle Psychoanalyse Jacques Lacans erweitert die psychoanalytische Metapsychologie des psychischen Apparates zu einer Metapsychologie des Subjekts und des Anderen, die analytische Praxis von einer Analyse des Ichs zu einer Analyse des Subjekts. Das Subjekt ist keine präfigurierte Substanz, sondern Effekt des Sprechens, des Signifikanten und der Sprache. Eine Grundkonstante von Lacans Denken ist der Diskurs. Er versteht den psychoanalytischen Diskurs als ein „in der Sprache begründetes soziales Band“. Das Sprechen ist nun nicht mehr allein Mittel sondern Feld des psychoanalytischen Arbeitens. Ichanalyse wird Diskursanalyse. Die Konzepte der psychoanalytischen Theorie der Technik, vorab Übertragung, Widerstand und Deuten, werden damit nicht obsolet, sondern gewinnen eine neue und weiter reichende Bedeutung, die es zu erhellen gilt.

Literaturangaben

Borens, R. (1996): Psychoanalyse versus Psychotherapie – Diskurs versus Dialog. *Z. psychoanal. Theorie u. Praxis* 11, 142 – 161.

Fink, B. (1995): *Das Lacansche Subjekt. Zwischen Sprache und Jouissance*. Wien: Turia + Kant.

Freud, A. (1936): Das Ich und die Abwehrmechanismen. In: *Die Schriften der Anna Freud. Bd I*. Frankfurt/M.: Fischer 1987.

Freud, S. (1900a): Die Traumdeutung. GW 2/3.

- (1901b): Zur Psychopathologie des Alltagslebens. GW 4.
- (1905d): Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. GW 5.
- (1911e): Die Handhabung der Traumdeutung in der Psychoanalyse. GW 8.
- (1913f): Das Interesse an der Psychoanalyse. GW 8.
- (1914g): Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten. GW 10.
- (1887-1904): Briefe an Wilhelm Fliess. 1887 – 1904. Hrsg. von J.M. Masson. Frankfurt/M.: Fischer 1986.
- (1907-1908/1955): Originalnotizen zu einem Fall von Zwangsneurose („Rattenmann“). GW Nachtragsband 1987.

Green, A. (2005): *Key Ideas for a Contemporary Psychoanalysis. Misrecognition and Recognition of the Unconscious*. New York: Routledge.

- (2007) Der Zeitbaum. *Z. psychoanal. Theorie u. Praxis* 22, 494 – 506.

Lacan, J. (1953): *Funktion und Feld des Sprechens und der Sprache in der Psychoanalyse*. Weinheim: Quadriga 1996.

- (1953-1954): *Freuds technische Schriften. Das Seminar Buch I*. Olten: Walter 1978.
- (1955-1956): *Die Psychosen. Das Seminar III*. Weinheim: Quadriga 1997.

- (1964): *Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse. Das Seminar Buch XI*. Olten: Walter 1978.
- (1975): *Encore. Das Seminar Buch XX*. Weinheim: Quadriga 1991.

Slivestre, M. (1998): Die Übertragung in der Ausrichtung der Kur. *R/SS* 41./1998-1, 103 – 132 u. 42./1998-2, 117 –136.

Adresse des Autors:

Heinz Müller-Pozzi, Haldenbachstrasse 2, CH-8006 Zürich
heinzmp@tiscali.ch